Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 42 (1962-1963)
Heft: 4

Artikel: Rousseau und die Suche nach dem Ursprung
Autor: Starobinski, Jean
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-161352

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Rousseau und die Suche nach dem Ursprung

JEAN STAROBINSKI

Man kommt mit Rousseau nie zu einem Ende; immer von neuem muß man sich an ihm versuchen, sich reorientieren oder desorientieren, die Formeln und Bilder vergessen, die ihn uns vertraut machten und uns die beruhigende Überzeugung gaben, ihn ein für alle Male festgelegt zu haben. Jede Generation entdeckt einen neuen Rousseau, der ihr ein Beispiel für das ist, was sie sein möchte, oder auch für das, was sie leidenschaftlich ablehnt.

Dieser Überfluß an Gesichtspunkten und ihre stete Erneuerung hängt mit gewissen Eigenschaften von Rousseaus Werk zusammen. Er sagt zuviel und gleichzeitig zuwenig. Sein Werk bespielt von der philosophischen Reflexion bis zur Selbstbiographie, von der gestrafftesten Dialektik bis zum lyrischen Erguß, vom Roman bis zur Gesetzgebung eine beträchtliche Zahl von Registern und erfüllt eine erstaunliche Vielfalt geistiger Dimensionen. Es ist erlaubt, vom Denker oder vom Träumer, vom Politiker oder vom Verfolgten, vom Musiker oder vom Romancier gesondert zu sprechen. Aber jede dieser Einzelansichten bleibt bruchstückhaft und erreicht nur eine unvollständige Wahrheit, nicht nur der Nachteile wegen, die jeder Teilannäherung innewohnen, sondern weil Rousseau bei jeder Gelegenheit und sogar in den am strengsten gegliederten Texten seinem expliziten Wort die implizite Gegenwart seiner Person und seiner Leidenschaft verbindet. Er führt uns ständig zu der reinen Absicht zurück, die, einzig zugleich und nach Verallgemeinerung strebend, ihrer selbst gewiß und doch ungreifbar, im Grund des Herzens empfunden und doch unsagbar, seinen Taten und Worten als Bürge und Alibi zugleich dient. Er verlangt von uns nicht nur, daß wir lesen und lieben, was er schreibt, sondern daß wir in dem, was er schreibt, ihn selbst lieben, daß wir diesseits und jenseits seines Buches dem, der er war, und dem, der er ist, Vertrauen schenken. Jeder seiner Sätze verweist auf die stillschweigende Überzeugung, die ihm vorausgeht und ihn stützt. — Ich habe recht, denn indem ich dem Weg der Verstandesstrenge gefolgt bin, besaß ich immer die heimliche Billigung der inneren Stimme des Gefühls, das nicht fehlgehen kann. — Ich habe vielleicht unrecht, aber meine Absichten haben nie aufgehört, rein zu sein, und der redliche Richter, der von den äußeren Umständen zum wahren Wesen zurückgreift, kann mir keinen Fehler zur Last legen. Überall, und nicht nur in den autobiographischen Schriften, zeigt diese ergänzende untergründige Sub-

jektivität die Gegenwart eines zentralen Feuers an: das «Gesetz des Herzens» flammt hinter dem Schatten, den die Wörter werfen.

Daraus erwächst dem Leser ein gleichzeitiges Gefühl von Kraft und Unfertigkeit. In seiner geistigen Spannung oder seiner Melodie des Gedenkens schwingt Rousseaus Satz zwischen seinem wörtlichen Gefüge und einem Horizont, den die sehnenden Kräfte beschwören. Trotz der Fülle seines Sinns weist er über den strengen Umriß der verwendeten Wörter hinaus auf einen gesteigerten Sinn. Diese übersättigte Bedeutung des Textes rührt sowohl von seinem eigentlichen Inhalt als auch von dem Hof her, mit dem er sich umgibt. Rousseaus Schreibkunst verdankt ihre Stetigkeit weniger der Logik (die immerhin stärker vorhanden ist als man behauptet hat) als der ständigen Gegenwart dieser mitklingenden Töne. Dem klassischen Piano fügt sie das Pedal und das vielfältige Spiel der Resonanzen hinzu. Jede stilistische Analyse und innere Kritik des Textes hätte hier zu zeigen, wie Rousseaus Sprache jenseits des deutlich Genannten ein Feld verschwommener und feuriger Kräfte anzeigt, die sie übersteigen und in Wallung bringen. Rousseau ist ohne Zweifel der erste Schriftsteller, der das Schweigen auf diese Weise ausnützt, der von ihm fordert, daß es sein Sprechen fortsetze, sein Echo hallen lasse...

Eine teilnehmende Lektüre wird uns so auf dieses «Mehr» zurückführen, das jenseits der Grenzen der gedruckten Seite den Augenblick der Vollendung und den des Aufbrechens der Leidenschaft, die anfängliche Verwirrung und die endgültige Überzeugung, die stumme Quelle und den schweigsamen Gipfel der Sprache spüren läßt.

Das gesagte Wort umgibt sich mit einem Unsagbaren, das seine Rechtfertigung ist und uns einen Untergrund des Bewußtseins ahnen läßt, wo die Gewißheit sich selbst unmittelbar besitzt. (Das meint Schopenhauer, wenn er Rousseau einen «enthymematischen» Schriftsteller nennt: daß seine Vernunftschlüsse sich auf stillschweigende Voraussetzungen stützen.) Rousseau verlangt unser Vertrauen auf Grund der Unsagbarkeit von Absicht und Ursprung seines Sprechens. Mehr noch: er sagt uns zu wiederholten Malen, die entwikkelte Rede sei eine schuldhafte Bloßstellung, eine Entfremdung des Ichs, das sich der trügerischen Äußerlichkeit aussetze. Die artikulierte Sprache ist eine unwirksame Vermittlung, welche unweigerlich die unmittelbare Reinheit der Überzeugung verrät. Rousseau entschuldigt sich dafür wie für einen Fehler: er war für eine unauffällige Bürgerlichkeit geschaffen, für die stille Tugend und für das Gefühl, das seine Freude in sich selbst findet. Schreiben ist eine Art Sündenfall gewesen (durch die Schuld der falschen Freunde, vor allem Diderots), durch den er allen Mißverständnissen ausgesetzt wurde. Zur Strafe wird er nicht aufhören können, durch die autobiographischen Schriften die Mißverständnisse zu zerstreuen, die sein «literarisches» Wort geschaffen hat. Von den *Lettres à Malesherbes* (1762) an greift er fast nur noch zur Feder, um das frühere Bild richtigzustellen, das er der Welt gegeben hat und dessen sich

seine Feinde bemächtigt haben: man wird ihm seinen Fall verzeihen, wenn man nur gewillt ist, diese Nachschrift zu lesen, worin er zeigt, was für ein Mensch er war, bevor er Literat wurde, und was für ein Mensch er jetzt ist, da er sich entschlossen hat, zu schweigen und sich mit dem wortlosen Glück der Träumerei zu begnügen.

Aber Sprechen, um dem Fluch des Sprechens zu entgehen, Schreiben, um zu sagen, daß man auf das Sprechen verzichtet, das heißt den Zwist beleben und sich der Ironie aussetzen. Es bleibt eine Spannung zwischen dem Sprechen, welches das Sprechen anklagt, und dem Schweigen, worin es sich aufheben möchte, um seine Wahrheit zu vollenden. Eine Kluft besteht fort, durch die Jean-Jacques' Stimme in der Lüge und in der Literatur, die sie anklagt, gefangen bleibt. Sie erweist die Macht der Behexung, die sie bindet, um so mehr, als sie trotz des beteuerten Entschlusses, sich loszureißen, nie dazukommt, das Opfer zu vollziehen, durch das sie sich das Schweigen auferlegen würde, um die ungeteilte Reinheit des Gefühls sich entfalten zu lassen. Sie verkündet ihren Willen zur Befriedung, aber sie begibt sich nicht des Konflikts, der ihr Klima ist.

* * *

Die Kritik ist manchmal versucht, das, was bei Rousseau nur Anspielung oder Vorgefühl war, freizulegen und deutlich auszusprechen. Man sucht ein Mehr an systematischer Klarheit und Ordnung, welches diesem Werk die saubere Glätte und den Glanz der großen, zusammenhängenden Theorien gäbe. Diese Suche nach einem eindeutigen Sinn folgt einer Richtung, in die Rousseau selber uns lenkt; es ist schwierig, nicht versucht zu werden. Alles ist verbunden, alles ist verkettet, sagt er uns; alles entspringt aus einigen großen Grundsätzen. Und es ist wahr. Rousseau wollte eine Philosophie gestalten, er strebte nach einer geordneten Aussage über den Menschen, seine Anfänge, seine Geschichte und seine Institutionen; der *Emile* ist eine genetische Psychologie, auf die eine Pädagogik, eine Religion (oder «Religiosität») und eine Politik sich stützen. Es gibt weniger Widersprüche zwischen den verschiedenen Elementen dieser Schrift, als man es ihr vorgeworfen hat. Man findet indessen auch große Lücken darin, welche darauf zu harren scheinen, ausgefüllt zu werden. Gewisse Übergänge fehlen, und der Interpret fühlt sich berechtigt, Rousseaus gutem Ruf zuliebe mit eigener Hand einzugreifen. Um den Preis einer Anzahl von Hinzusetzungen gelangt man allmählich zum Bild einer Philosophie, die regelmäßiger erscheint als sie es ist, und die ihren Rang unter den Systemen des Jahrhunderts einnimmt. Aber man vergißt dabei, daß Rousseau sein System gegen die Systeme entworfen hat; man mißachtet, was an diesem Denken, das sich sehr wohl logisch zu bewegen weiß, Scham vor dem reflexiven Denken ist, Weigerung, sich bis zum Ende als Denken zu denken; und man unterläßt es, den wesentlichen Gegensatz zwischen der tatsächlichen Diskontinuität von

Rousseaus theoretischen Überlegungen und der Kontinuität des daruntergelagerten Ichs zu bemerken, auf das uns vornehmlich die Risse zurückweisen. Gerade systematisch genug, um dem Vorwurf der Zusammenhanglosigkeit zu entgehen, ist Rousseaus Denken zu sehr diskontinuierlich, als daß wir im «System» als solchem seinen Zweck erkennen dürften. Die Unfertigkeit ist das Anzeichen einer Kraft, die sich nicht völlig in ihrer Entfaltung ausgeben konnte oder wollte. Das Ich und seine idealen Ziele übersteigen das Werk nach allen Seiten; es gibt sich als Ursprung und Ziel zu erkennen, in der Fähigkeit, zu endlosen Malen auf sein Wort und sein «System» zurückzukommen, um der einzigen Freude zu genügen, *sich selbst zu sein.*

Um Rousseaus Wahrheit zu achten ist es deshalb wichtig, die Lücken nicht auszufüllen, welche er vielleicht in seinem System offen ließ. Nicht ohne vorher die Ausarbeitung seiner Theorie sehr weit getrieben zu haben, hat er sich damit begnügt, deren Einheit zu behaupten. Man muß ihm Glauben schenken, aber er liefert keine genauen Beweise. Eine eigentliche Beweisführung, den Versuch, «überall die Ursachen zu entwickeln, um die Verkettung der Wirkungen fühlen zu lassen», unternimmt er, als er die *Confessions* schreibt. Aber diese Beweisführung situiert sich nicht mehr auf der Ebene des Denkens und erklärt nicht, warum Rousseau denkt, was er denkt, sondern warum er ist, was er ist. Es besteht ein wesentlicher Bezug zwischen der Diskontinuität des theoretischen Werkes und der pathetischen Beharrlichkeit der Selbstdarstellung. Die Rückkehr zu sich selbst, die Erforschung der Vergangenheit, die erzählende Aufreihung der persönlichen Erfahrung, all das hat — gefordert und gefördert durch die Notwendigkeit, einer Verfolgung zu begegnen, die Jean-Jacques mitten ins Gesicht trifft — hinsichtlich des philosophischen Werkes den Wert einer *Aufklärung durch den Ursprung.* Von 1762 an erzählt sich Rousseau selbst, damit man endlich seine liebende und wohlwollende Seele kennenlerne: man soll sie als die Quelle jener Schriften erkennen, in welchen die Schurken und Einfältigen das Werk eines Menschenfeindes sehen wollen.

Von Anfang an faßte Rousseau die Kritiken seiner Ideen so auf, als zielten sie auf die Entehrung seines Gesichts: er fühlte seine persönliche Gegenwart hinter den akademischen Abhandlungen, welche seinen «Charakter» ausdrückten und zugleich bloßstellten. Der Augenblick der Entgegnung ist deshalb der der persönlichen Verteidigung, und jenseits der Geschichte seiner Ideen (wie man sie in der *Lettre à Christophe de Beaumont* lesen kann) beruft er sich in letzter Instanz auf die Geschichte seines Lebens. Es geht um nichts Geringeres als darum, die *innere Autorität* kenntlich zu machen, auf die er von Anfang an alles gegründet hat. Man muß also in rückläufiger Bewegung zur Urüberzeugung zurückfinden und darüber hinaus zu einer anfänglichen Persönlichkeit, zu einer «Natur», die bis jetzt geheimgehalten wurde, obgleich alle Theorien, alle Begriffe und alle Entwicklungen des Denkens mittelbare Äußerungen davon waren. Er errichtet ein zweites Werk, um zu enthüllen,

was die Gefühle, Leidenschaften und Wünsche waren, die das erste Werk entstehen ließen; und er will, daß wir diese Gefühle nicht nur als die Rechtfertigung seiner Ideen nehmen, sondern als eine Wirklichkeit, die wesentlicher ist als jene. In der Folge spricht Rousseau von den beiden *Discours* und vom *Contrat social* nicht als von einer Bemühung, die Welt zu verändern, indem er sie denkt, sondern als von einem Ausströmen des Gefühls auf der Suche nach seinem Ideal. Indem er die zerrütteten Sitten der modernen Gesellschaft ablehnte und die natürliche Güte beschrieb, drückte er seine Sehnsucht aus und zeichnete er ein erstes Selbstbildnis. Er hat sich vielleicht in seinem System getäuscht, aber er hat darin sich selbst seiner lebendigen Wahrheit nach dargestellt. Hätte er auch in seinen Spekulationen hundertfach unrecht, so ist er doch keinen Augenblick von *seiner* Wahrheit abgewichen. Und wenn er noch an diesem «traurigen und großen System» festhält, wenn er es nicht verleugnet, so deshalb, weil seine Seele darin auf echte Weise gegenwärtig ist. Seine ersten Bücher waren eine Vorwegnahme der *Confessions*, Spiegelungen des Ichs, welche mit Hilfe der *Confessions* ihrem wahren Sinn nach gedeutet werden können. So saugt das Gefühl das Werk wieder auf (welches nie ganz Werk gewesen ist, das heißt eine Tätigkeit, worin das Ich sich in dem vergißt, was es vollbringt) und bucht es zu seinen Gunsten. Es entzieht ihm seinen Status als Werk, das heißt seine Äußerlichkeit, seine Transitivität. Rousseau will ebenso wenig ein Werk wie er Kinder wollte. Er will sich selber genießen, in der Einheit wohnen, das stumme Glück der Präsenz im Schoße einer mütterlichen Natur kosten.

* * *

Die Bemühung um den Ursprung spielt schon in den Werken, welche das «System» bilden, eine hervorragende Rolle. Rousseau beschreibt darin den ursprünglichen Zustand des Menschen, seine müßige und glückliche Einsamkeit, den Einklang von Wunsch und Bedarf, die Erfüllung jeder Regung durch die Natur. Das ist das ursprüngliche Gleichgewicht, das allem Werden vorausgeht, das endlose Maß ohne Maß, das vor dem Anfang ist. Die Zeit fließt noch nicht, es gibt keine Geschichte, das Wasser ruht unbeweglich. Daher die Notwendigkeit, sich vorzustellen, was diese vorgeschichtliche Ursprünglichkeit beendet haben mag. Die philosophische Mutmaßung muß das entscheidende Ereignis vorstellen, das, indem es das uranfängliche Gleichgewicht und die geschlossene Fülle des Naturzustandes brach, zum Anfang der Geschichte wurde. Der Mensch entwickelte nach und nach alle Mittel zu seiner Vervollkommnung und lieferte sich so der Knechtschaft der Zeit aus. Auf dem Meer der Geschichte treibend wurde er gesellig und böse, gelehrt und ein Sklave trügerischen Scheins, Herr der Natur um den Preis seiner eigenen Entartung. Rousseau vollzieht den Ursprung der Gesellschaft nach, befragt sich über den Ursprung der Sprachen und steigt bis zur Kindheitserinnerung des Invididuums

hinab. Er sucht für alles eine genealogische Erklärung, welche von einem Anfangspunkt aus eine ganze Kette wohlverknüpfter Wirkungen und Folgen aufrollt. Darin stimmt er mit dem Geist des Jahrhunderts überein. Aber während diese spekulative Forschung, diese von der Wurzel her verfolgte Entfaltung einer Geschichte der vorwiegende Gegenstand des philosophischen Werkes ist, stellen wir fest, daß das spätere Werk, die Selbstbiographie, die wesentliche Aufgabe hat, den subjektiven Ursprung des Vorhergegangenen zu enthüllen. Es gibt so in der Aufeinanderfolge von Rousseaus Schriften eine Verdoppelung der Suche nach dem Ursprung. Auf die Werke, in denen er objektiv von den menschlichen Anfängen handelt, folgen jene, in denen er sich selbst als den Ursprung seiner früheren Abhandlungen und als das geheime Vorbild des Naturmenschen zeigt.

D'où le peintre et l'apologiste de la nature aujourd'hui si défigurée et si calomniée peut-il avoir tiré son modèle, si ce n'est de son propre cœur? Il l'a décrite comme il se sentoit lui-même. Les préjugés dont il n'étoit pas subjugué, les passions factices dont il n'étoit pas la proye n'offusquoient point à ses yeux comme à ceux des autres ces premiers traits si généralement oubliés ou méconnus.

Die Natur ist nicht ein Thema, das ein urteilendes Denken sich setzt und erforscht; sie vermengt sich mit der innersten Subjektivität des sprechenden Subjekts. Sie ist das Ich, und die Aufgabe, die sich Rousseau von nun an zuweist, ist nicht mehr der Streit mit den Philosophen, Juristen und Theologen über die Definition der Natur, sondern die Aufgabe, sich selbst zu erzählen. Ein solches Verhalten muß *regressiv* genannt werden (selbst in dem Sinn, den die Psychiater dem Wort geben): je nachdem, ob diese Texte mehr Licht oder mehr Schatten in sich tragen, wird man darin die Eroberung einer bis anhin in der französischen Literatur noch unbekannten dichterischen Stimme oder ein vom Scheitern geprägtes Verhalten finden, durch das sich das Einzelwesen angesichts einer menschlichen Welt, die der Erklärungswahn mit haßerfüllten Automaten bevölkert, in eine immer tiefere Isolierung begibt. Diese Bewegung auf den Ursprung hin ist ein Rückzug auf die *zentralen* Stellungen des Ichs, aber in einer Situation, die hinsichtlich der Welt immer *exzentrischer* und peripherer wird. So bewegt sich, nach Hegels Worten, der Mensch, der dem Gesetz des Herzens unterliegt, auf dem Weg, der zum Wahn des Eigendünkels führt.

Eine aufmerksame Analyse von Rousseaus Weisen der Mitteilung und ihrer Veränderungen in der Folge der großen Texte vermöchte die fortschreitende Abnahme der transitiven Funktion der Sprache zu zeigen. Im ersten *Discours*, in der *Lettre sur les spectacles*, im *Contrat social* und im *Emile* wendet sich das Ich an einen Zuhörer (die Akademie von Dijon, die Republik Genf, d'Alembert, die Öffentlichkeit, das Menschengeschlecht); schon hier allerdings ist das Gegenüber mehr eingebildet als in seiner konkreten Persönlichkeit erkannt. Indem er zur Feder greift, befreit sich Rousseau von der Verlegenheit,

in die ihn die allzu wirkliche Gegenwart des Partners im lebendigen Zwiegespräch versetzt. Dennoch bewahrt die Mitteilung in den Werken, welche den Korpus des Systems ausmachen, einen durchaus transitiven Charakter. Der Welt gegenüber legt Rousseau eine persönliche Überzeugung dar, welche das umfassende Interesse der Menschheit betrifft. Sicher stellt das Ich seine Besonderheit klar, gefällt es ihm, allein zu denken, was es denkt, und es das Publikum wissen zu lassen: das Ich widmet sich leidenschaftlich der durchdachten Darstellung seiner Gewißheit. Aber es spricht dennoch von etwas *anderem* als von sich, und es richtet sich an die *anderen*. Doch vielleicht kündigt seit den ersten Werken etwas die spätere Entwicklung an: in dem Maße als Rousseau nicht nur die verstandesmäßige Zustimmung des Lesers anstrebt, sondern auch seine Liebe und Bewunderung, richtet er sein Wort letztlich über den Umweg der universalen Schau auf sich selbst. Die Rede wird sich nicht im Äußeren, in den Weiten der Welt verlieren; indem das beredte Wort die Begeisterung des Lesers erweckt und ihn Jean-Jacques zum Gegenstand seiner Begeisterung nehmen heißt, bietet es uns das Bild einer Kreisbahn, bei der Anfang und Endziel zusammenfallen.

Rousseau wird gerade in dem Augenblick zum Romancier, als seine Beziehung zum Publikum anfängt, indirekter zu werden. Der Roman schiebt eine imaginäre Welt zwischen den Autor und seine Leserschaft. Die Transitivität des Wortes geht dabei keineswegs verloren: sie wird *verzögert* (woraus sich eine gewisse Wirkung ergibt, die nur durch diese Verzögerung und durch den Einschub des Imaginären möglich ist). Die *Nouvelle Héloïse* als musikalische Entfaltung und wacher Traum ist ein Muster für diese indirekte Kommunikation.

Seit 1762, also seit den *Lettres à Malesherbes*, fühlt sich Rousseau gezwungen, sich zu rechtfertigen; er muß die Mißverständnisse und Verleumdungen zerstreuen, die sich um ihn aufhäufen. Der Mensch, der hier das Wort ergreift, nimmt sich selbst zum Thema seines Sprechens. Das Ich macht sich selbst zum Gegenstand seiner Rede. Es wird mehr und mehr versuchen, sich selbst zugleich als das, was spricht und als das zu erfassen, wovon in der mitteilenden Bewegung die Rede ist. Aber gleichzeitig und wie durch das innere Gesetz einer selben Entwicklung, wird die Verständigung immer problematischer. Jean-Jacques kann von seinen Zeitgenossen nicht mehr verstanden werden. Das ist ebenso die innerste Überzeugung des Wahns wie das sehr gegenständliche Ergebnis der Anordnungen des Polizeileutnants M. de Sartine. Von den *Lettres à Malesherbes* zu den *Confessions* und von den *Confessions* zu den *Dialogues* spannt sich das Verhältnis zum «Empfänger» immer mehr. In den *Rêveries* schließlich, wo Rousseau sich als von aller Hoffnung und Unruhe geheilt darstellt, kommt die Rede so weit, das Ich nicht nur zu ihrem ausschließlichen Thema zu wählen, sondern auch zu ihrem einzigen in der Unmittelbarkeit möglichen Empfänger. Die vollendeten Sätze und die harmonische Sprache

rufen zwar einem virtuellen Zeugen: Rousseau gibt die Hoffnung nicht auf, daß diese schönen Texte eines Tages unparteiische Leser finden werden, welche nicht durch seine Verfolger gegen ihn eingenommen sein werden. Aber die Entfernung und die zeitliche Frist erscheinen so beträchtlich, daß Rousseau lieber nicht damit rechnet, vernommen zu werden. Dieser Verzicht schafft eine Art Leere, in der von nun an ein Gesang sich entfalten kann, der die Abwesenheit aushält, und der seine Gewißheit sogar über die Verzweiflung hinausträgt. Wenn die «normale» Funktion der Sprache darin besteht, das Ich und den anderen auf dem gemeinsamen Feld der Bedeutung zu vereinen, so wohnen wir hier einer Bewegung bei, durch die das Wort zurückstrahlt (oder sich zurückbiegt), um in einer unübertrefflichen Durchsichtigkeit, die zugleich höchste Fremdheit ist, nur noch das Schauspiel des Ichs für das Ich zu sein. Was für Rousseau die vollkommene *Aneignung* ist, welche dem universalen Haß gegenüber die verlorene Sicherheit wieder herstellt, können wir auch die vollzogene *Entfremdung* nennen:

Ecartons donc de mon esprit tous les pénibles objets dont je m'occuperois aussi douloureusement qu'inutilement. Seul pour le reste de ma vie, puisque je ne trouve qu'en moi la consolation, l'espérance et la paix, je ne dois ni ne veux plus m'occuper que de moi. C'est dans cet état que je reprends la suite de l'examen sévère et sincère que j'appellai jadis mes *Confessions*. Je consacre mes derniers jours à m'étudier moi-même et à préparer d'avance le compte que je ne tarderai pas à rendre de moi. Livrons-nous tout entier à la douceur de converser avec mon âme puisqu'elle est la seule que les hommes ne puissent m'ôter... Je fais la même entreprise que Montaigne, mais avec un but tout contraire au sien: car il n'écrivoit ses Essais que pour les autres, et je n'écris mes rêveries que pour moi. Si dans mes plus vieux jours aux approches du départ, je reste, comme je l'espère, dans la même disposition où je suis, leur lecture me rappellera la douceur que je goûte à les écrire, et faisant renaître ainsi pour moi le temps passé, doublera pour ainsi dire mon existence. En dépit des hommes je saurai goûter encore le charme de la société et je vivrai décrépit avec moi dans un autre âge, comme je vivrois avec un moins vieux ami.

Der Zeitunterschied erlaubt eine scheinbare Beziehung nach außen zwischen mehreren Augenblicken des Ichs; die heute geschriebene Seite ist zum voraus für ein zukünftiges Ich bestimmt, das seine Spur suchen wird. Die Veräußerlichung der Sprache rechtfertigt sich durch die Erwartung eines bevorstehenden Ichs, das sich der Verfasser der *Rêveries* geschwächt, entblößt und mit der einzigen Stütze der Erinnerung vorstellt, und dem er jetzt schon eine Zuflucht offen hält, indem er die Spuren und Bilder seines Lebens anhäuft. Was heute Selbstgegenwart und Fülle des Gefühls ist, muß in der Sprache Form suchen und sich für die Zukunft wie ein Horizont vorweggenommener Erinnerung fixieren. Schreiben ist nötig, wenn Jean-Jacques in den bevorstehenden Zeiten großer Dürre mit Erinnerungsbildern versehen sein will.

In dieser Forderung nach Absolutem, wo das Bewußtsein alles, was es übersteigt, zu verinnerlichen und in sich aufzusaugen sucht, wird Schreiben die vorweggenommene Rechenschaft, die das Ich seinem Schöpfer gegenüber ab-

legt. Die Vorrede zu den *Confessions* gibt die Tonhöhe an: Rousseau malt sich sein Erscheinen vor dem höchsten Richterstuhl aus und veranstaltet vor seinem inneren Forum die Hauptprobe des Jüngsten Gerichts. Jean-Jacques will das Urteil selber sprechen, nachdem er den tiefsten Grund seines Herzens erhellt hat: er beansprucht für sich, was der einfache Gläubige in «Furcht und Zittern» vertrauensvoll Gott überließ. Gewiß erwartet Rousseau, nach seinem Tode aufgerufen zu werden, aber er will den Wahrspruch schon jetzt erfahren. Und um den Frieden, dessen er bedarf, und die Gewißheit seiner Lossprechung zu erlangen, setzt er sich zum voraus an den Platz des Richters und stellt sich ganz allein den gerechten Blick vor, der ihn für immer seiner Unschuld versichert.

Das *letzte* Gericht ist das Erscheinen vor dem *ersten* Schöpfer: das Individuum hat über die Willensakte Rechenschaft zu geben, die seine ursprüngliche Natur verändert haben. Der Urteilsspruch stellt Ende und Anfang einander gegenüber, vergleicht den schließlichen Zustand des Geschöpfs mit dem, was es war, als es aus den Händen des Schöpfers kam: es wird entsprechend seiner Treue oder Untreue zum Ursprung gerichtet werden, wenn es wahr ist, daß der Ursprung die Unschuld ist. Nun besteht Rousseaus persönliches Plädoyer darin, für sich (und nur für sich) die standhafte Fortdauer der ursprünglichen Güte in Anspruch zu nehmen. Eifrig versucht er zu beweisen, daß alle Laster, die ihm zugeschrieben werden könnten, nur unwesentliche Nebenerscheinungen sind: sie kamen von außen auf ihn zu, durch die Schuld des «Schicksals», der «Umstände», der «Gesellschaft» usw. Er hat vielleicht Böses getan, aber das Böse ist gegen seinen Willen geschehen. Die unwandelbare innere Natur ist heil, der Grund des Herzens rein geblieben.

So hat das dichterische Wort hier eine doppelte Fiktion zu stützen, muß es unter Berufung auf das äußerste Vermögen der Einbildungskraft eine doppelte metaphysische Verschiebung bewirken. Einerseits mimt und verinnerlicht diese intransitive Rede (welche die problematische Transitivität der Poesie aufdeckt) die Rolle des höchsten Richters, dessen Spruch die persönliche Geschichte beendet; das Wort nimmt sich das Vorrecht der höchsten Erkenntnis heraus, durch die der einfache Gläubige sich wohl erkannt wußte, nach der sich selbst zu kennen er jedoch niemals beanspruchte. Der autobiographische Blick ist die verweltlichte Übertragung des Gottes, der Herz und Nieren prüft, und Jean-Jacques möchte, daß sein ganzes Schicksal in einer Klarheit ohne Werden und ohne Rest zum Stillstand käme. In einer zweiten Hinsicht setzt sich diese letzte Klarheit mit der des Anfangs gleich: Jean-Jacques' Herz hat sich nicht geändert, es ist immer noch im Einklang mit seiner ursprünglichen Harmonie. Das Wort übernimmt das Erzählen der Geschichte nur, um das zu annullieren, was an dieser Geschichte Verfälschung, Sünde und Verdammnis hätte sein können. Was den Kern des Herzens angeht, so ist die Geschichte null und nichtig und hat nie stattgefunden. Ja, Jean-Jacques hat zuerst das

Paradies gekannt und ist dann in Unglück und Wirrnis gestürzt worden; aber er hat nichts getan, um dieses Los zu verdienen. Er kann ruhig die Fortdauer der Unschuld und die unerschütterliche Treue zum Licht des Ursprungs versichern. Er hält der Gerechtigkeit der letzten Stunde ein Gesicht entgegen, das die Reinheit des Anfangs zur Schau trägt. In einem Satz der Vorrede zu den *Confessions* erinnert Rousseau an das Einmalige, als was ihn die Natur geschaffen hat, und im nächsten Satz ruft er nach den Posaunen des Gerichts. Die Treue zu seinem Ursprung *(origine)* und die Treue zu seiner Einmaligkeit *(originalité)* sind eines. Denn wenn das Ich den letzten Richter verinnerlicht, so verinnerlicht es auch den Schöpfer. Das Ich ist sich selber sein Ursprung, oder besser: es bewahrt das Gedächtnis seines Ursprungs und fällt in der Erinnerung mit ihm zusammen. Aber dieses Erinnern ist nie so vollkommen wie in der Träumerei, die alles *vergißt*. Man muß Hegel glauben: das ist der äußerste Punkt eines Irrtums. Aber es ist die Größe Rousseaus, bis dahin vorgedrungen zu sein.

Der französische Originaltext dieses Aufsatzes gelangt in einer der nächsten Nummern der «Cahiers du Sud» zur Veröffentlichung.